

Zeitschrift: FemInfo / Verein Feministische Wissenschaft Schweiz = Association suisse femmes, féminisme, recherche
Herausgeber: Verein Feministische Wissenschaft Schweiz
Band: - (2022)
Heft: 61

Buchbesprechung: Rezension

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das vermeintlich weibliche Gehirn

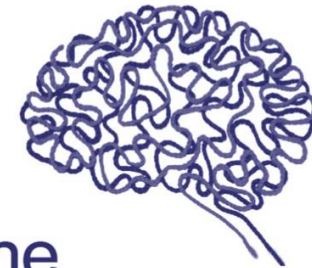
Gina Rippons Monografie über das «Gendered Brain»

TEXT: LEA SCHLENKER

Seit Langem hält sich die Hypothese der biologisch bedingten Geschlechtsstereotypen hartnäckig in unserer Gesellschaft. Die Idee eines vergeschlechtlichten Gehirns, von dem aus sämtliche geschlechtlichen Differenzen biologisch herleitbar sind, ist hierbei sehr prominent. Seit der Etablierung der modernen Medizin werden Vermutungen über die Beschaffenheit des menschlichen Gehirns als Fakten konstruiert, die das Geschlecht determinieren. Argumentiert wird dabei meistens gleich: Die einzelnen Geschlechter sollen neurologisch auf eine spezifische Art und Weise «verdrahtet» sein. Dass junge Mädchen auf rosafarbene Süßigkeiten ansprechen und heranwachsende Männer auf schnelle Autos stehen, sei daher als direkte Korrelation einer biologischen Gegebenheit zu verstehen. In den letzten Jahren haben sich aber

auch in den Neurowissenschaften vermehrt kritische Positionen Gehör verschaffen können. Die Rolle von Umwelt und Sozialisierung in neurologischen Prozessen wird dadurch immer mehr erforscht und fließt in die zeitgenössische Hirnforschung mit ein. Eine wichtige Vertreterin dieser Position ist Gina Rippon (geb. 1950). Die britische Neurobiologin plädiert in ihrem 2019 erschienenen Buch **«The Gendered Brain: The new neuroscience that shatters the myth of the female brain»** gegen die Typologisierung des Gehirns in «männlich» und «weiblich».

Seit Beginn der Hirnforschung gingen die Forschenden davon aus, dass es einen Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Gehirn geben



The Gendered Brain

The New Neuroscience that Shatters the Myth of the Female Brain

Gina Rippon

'Highly accessible... Revolutionary to a glorious degree'
Observer

VINTAGE

The Gendered Brain

müsse. Nach diesem Unterschied wird bis heute hartnäckig gesucht, wobei Rippon aufzeigt, dass es den bisher gefundenen Differenzen zwischen den Gehirnen von Frauen und Männern oftmals an wissenschaftlicher Gültigkeit mangelt. Viele der bisherigen Behauptungen, wie beispielsweise diejenige, dass das Sprachzentrum bei weiblichen Personen ausgeprägter sei als bei männlichen, wurden zu einem späteren Zeitpunkt widerlegt. Das weibliche Gehirn wurde zudem aufgrund seines geringeren Gewichts als weniger entwickelt als das männliche wahrgenommen, was als Erklärung für eine vermeintlich biologisch bedingte weibliche Unterlegenheit gegenüber dem männlichen Geschlecht diente. Wie wir jedoch mittlerweile wissen, hat die Grösse des Gehirns nicht viel mit der Intelligenz einer Person zu tun, sondern mit der allgemeinen Körpergrösse. Während diese Feststellung inzwischen auch in nicht-akademischen Kreisen an Bekanntheit gewonnen hat, herrschte diesbezüglich jahrelang ein weitverbreiteter Irrglaube vor.

Rippon gliedert ihr Buch in vier Teile. Den ersten Teil widmet sie den historischen Anfängen der Hirnforschung. Dabei zeigt sie eindrücklich auf, dass jene sexistischen Hypothesen über die Differenz von «männlichen» und «weiblichen» Gehirnen aufgestellt

wurden, bevor es technisch überhaupt möglich war, ein funktionierendes Gehirn zu untersuchen. Diese Hypothesen dienten lediglich dazu, die Vorherrschaft der männlichen Bevölkerung aufrechtzuerhalten. Ebenfalls interessant zu lesen ist das Kapitel, das Rippon den hormonell bedingten Geschlechtsunterschieden widmet.

Im zweiten Teil wechselt Rippon ins 21. Jahrhundert. Sie stellt die verschiedenen Techniken vor, wie das Gehirn heute dank neuester technischer Erkenntnisse untersucht werden kann. Wir wissen zwar noch nicht alles über das Gehirn, aber wir wissen schon einiges mehr als noch vor hundert Jahren. Dabei weist Rippon auch auf eine der wichtigsten Erkenntnisse der Hirnforschung der letzten dreissig Jahre hin: die Plastizität und damit Veränderbarkeit unseres Gehirns.

Im dritten Teil geht Rippon auf die soziale Konditionierung des Gehirns ein. Sie zeigt auf, dass die geschlechtliche Stereotypenbildung im Kindesalter auch eine neurologische Dimension hat. Spezifisches Verhalten in Richtung der Norm wird entsprechend belohnt. Kinder lernen so schon in jungem Alter, wie sie sich erwartungsgemäss zu verhalten haben. Diese belohnte Konformität schreibt sich in die neurale Struktur der jungen Gesellschaftsmitglieder ein.

Im vierten Teil des Buches geht die Autorin auf die unterrepräsentierten Frauen in den STEM (Science, Technology, Engineering und Mathematics) ein. Sie zählt verschiedene Aspekte auf, die dazu beitragen, wie Stereotype in der Wissenschaftswelt verbreitet sind und wo wir heute auch in den Neurowissenschaften diesbezüglich stehen. Insbesondere in diesem Bereich wäre es spannend, eine möglichst grosse Bandbreite an Fragestellungen aufweisen zu können. Den Fokus auf die Wechselwirkungen zwischen Umwelt und Anlage zu richten, könnte neue Erkenntnisse hervorbringen. Wie auch Rippon selbst gegenüber dem Guardian erklärte: «People like me are not sex-difference deniers. Of course there are sex differences. Anatomically, men and women are different. The brain is a biological organ. Sex is a biological factor. But it is not the sole factor; it intersects with so many variables.»¹

Alles in allem ist «The Gendered Brain» ein Buch, das sich des Neurosexismus' auf eine verständliche und spielerische Art und Weise annimmt. Rippon erklärt auch den Nicht-Statistiker*innen leicht zugänglich den Publikationsbias, beleuchtet die unterschiedlichen Messinstrumente in den Neurowissenschaften, bemängelt Untersuchungsdesigns mit mangelnder wissenschaftlicher Gültigkeit und tut dies alles mit

einer lesefreundlichen und ansprechenden Sprache. Auch Personen, die sich mit wissenschaftlicher Lektüre für gewöhnlich schwertun, kommen bei diesem Buch gänzlich auf ihre Kosten.

Mein persönliches Fazit: Es lohnt sich, der Plastizität des Gehirns mehr Aufmerksamkeit zu schenken und die Unterschiede zwischen den Geschlechtern nicht dichotom, sondern als Spektrum zu betrachten. Das Gehirn ist noch immer eines der unerforschtesten Organe des menschlichen Körpers. Die Hirnforschung muss künftig weitere, neue Strategien und Technologien entwickeln, um neurologische Erkenntnisse zu gewinnen. Eine geschlechtliche Diversifizierung innerhalb der Forschungsexpertise wird diesen Prozess produktiv vorantreiben. Somit soll es zunehmend schwieriger werden, die verborgenen Funktionsweisen des Gehirns als Projektionsflächen für Stereotypisierungen zu instrumentalisieren.

1 Fox, Genevieve (2019). Meet the neuroscientist shattering the myth of the gendered brain. In: The Guardian. Verfügbar unter: [theguardian.com/science/2019/feb/24/meet-the-neuroscientist-shattering-the-myth-of-the-gendered-brain-gina-rippon](https://www.theguardian.com/science/2019/feb/24/meet-the-neuroscientist-shattering-the-myth-of-the-gendered-brain-gina-rippon) (24.06.2022).

Wohlergehen im postpatriarchal gestalteten Raum «Care-Arbeit räumlich denken» von Barbara Zibell

TEXT: INA PRAETORIUS

Wie würde sich unser Lebensraum anfühlen, wäre er Jahrhunderte lang von Architektinnen und Raumplanerinnen gestaltet worden? Wie könnte die Welt in fünfzig Jahren aussehen, wenn wir heute, anknüpfend an Ideen unserer Mütter und Vormütter, in allen Planungsprozessen die Sorge für uns selbst, füreinander, für nachfolgende Generationen und die natürliche Mitwelt in den Mittelpunkt stellen würden?

Diesen Fragen wendet sich Barbara Zibell, emeritierte Professorin für Planungssoziologie und Gender Studies an der Universität Hannover, in einem kenntnis- und materialreichen Buch zu. Anlass ihres feministisch informierten Blicks auf Geschichte und Zukunft der Raumplanung war das 50-Jahre-Jubiläum des Frauenstimmrechts in der Schweiz im Jahr 2021.

Weg von der patriarchalen Funktionstrennung

Im einleitenden Kapitel interpretiert Zibell das Frauenstimmrecht als ein «Symbol des Gehörtwerdens», das weitergehende Prozesse der Beteiligung nach sich ziehen muss. Im zweiten Kapitel nimmt sie den Ist-Zustand in den Blick: einen weitgehend auf traditionell männliche Lebensformen zugeschnittenen öffentlichen und privaten Raum. Waren in der vorindustriellen Stadt verschiedene Lebensbereiche wie Wohnen und Arbeiten noch eher durchmischt, so dominiere seit der einflussreichen Charta von Athen (1933/41) die Idee der «funktionellen Stadt» mit ihrer Trennung von Wohnen, industrieller Erwerbsarbeit, Freizeit und autozentrierter Mobilität. In dieser Raumstruktur spiegele sich «die Perspektive desjenigen [...], für dessen Reproduktion auf unsichtbare Weise gesorgt ist» (S. 40) – des lohnarbeitstäti-

gen Mannes. Insbesondere die nach dem Zweiten Weltkrieg geschaffenen Siedlungsstrukturen behinderten deshalb die heute anstehenden Entwicklungen hin zu einer geschlechter-, generationen- und mitweltgerechten Raumgestaltung der kurzen Wege. Das dritte Kapitel arbeitet die Geschichte feministischer Kritik an herkömmlicher Planung auf. Je länger, je mehr fokussiere diese Kritik auf die Tatsache, dass man in patriarchalen Planungskonzepten «das Aufräumen und Entsorgen [...] ebenso vergessen [hat] wie die vielfach im Privaten geleistete, [...] lebensnotwendige Versorgungsarbeit...» (S. 47). Was es laut feministischen Raumplaner*innen heute also vor allem brauche, sei eine Ablösung der patriarchalen Trennungen zwischen Erwerbszonen, Schlafstätten und Autoverkehr durch Raumstrukturen, welche die Verwobenheit vielfältiger Prozesse wie Wohnen und Arbeiten, Produktion und Reproduktion, Bildung, Erholung, Ver- und Entsorgung spiegeln und ermöglichen.

Vision 2071

Der Frage, wie eine Welt aussehen kann, die dem traditionell weiblichen zeitintensiven «versorgenden Alltag» (S. 48) gerecht wird und darüber hinaus einer «breite[n] Palette an Lebensformen und -vorstellungen» (S. 48) verschiedener Generatio-

nen, Geschlechter und Herkünfte den angemessenen Raum bietet, widmet sich Zibell im vierten und längsten Kapitel «Vision 2071: Bausteine für Räume der Zukunft». Sie versetzt sich hierfür ins Jahr 2071 und blickt von dort aus zurück auf das Jahr 2021, als wir 50 Jahre Frauenstimmrecht feierten. Fünfzig Jahre später ist in der Schweiz vieles erreicht: Die Sorge füreinander und für den gemeinsamen Lebensraum ist konzeptionell ins Zentrum aller Planungsprozesse gerückt. Reine «Wohnzonen» und «Arbeitszonen» sind Geschichte, denn das Arbeiten ist Teil eines umfassenden Verständnisses von Wohnen geworden. Ohnehin arbeiten wir nur noch wenige Stunden pro Tag oder Monate pro Jahr für den Erwerb, das bedingungslose Grundeinkommen für alle ist eingeführt, die meiste Zeit gehört der Selbstversorgung, der Pflege von Beziehungen, dem Selbermachen, Reparieren, Gestalten und der Erholung. «Die Quartiere bieten eine Mischung von Nutzungen: Wohnen und Arbeiten, Versorgen und



Care-Arbeit räumlich denken

Barbara Zibell: Care-Arbeit räumlich denken. Feministische Perspektiven auf Planung und Entwicklung. Wettingen: efef Verlag 2022, 190 Seiten.

Entspannen finden in räumlicher Nähe statt» (S. 101). Während im Jahr 2021 die Leute noch in diversen sogenannten «Verkehrsmitteln» sassen, um anschließend in Fitnesszentren ihre Körper zu trainieren, ist jetzt Mobilität als *Fortbewegung* des eigenen Körpers wiederentdeckt: vor allem als Zufussgehen und *human powered mobility* (S. 106). «Es geht nicht mehr darum, alles so schnell wie möglich [...] zu bewältigen. Die Kultur der Langsamkeit und des Sorgetragens hat auch zu einer Reduktion der [...] Reisezeiten geführt» (S. 106f). Kurze Wege sind selbstverständlich geworden, weil alle Quartiere mit den Einrichtungen für das Lebensnotwendige ausgestattet sind: Es gibt Wahlgrosseltern und Sterbegleitung in der Nachbarschaft, belebten Aussenraum und Gemeinschaftsküchen, Jokerzimmer und vertikale Gärten, essbare Landschaften und Stadtinkereien, Schulen als durchlässige Lernzentren für alle mitten im Quartier, und noch viel mehr Raum- anordnungen, die dem guten Zusammenleben dienen.

Bausteine für die Räume der Zukunft

Um sich nicht im Fantastischen zu verlieren, konkretisiert Barbara Zibell ihre Vision mit Bildern und Erzählungen von Projekten, die schon im Jahr 2021 feministischen Kriterien

folgend realisiert sind: Überbauungen wie der Brahmshof, die *Kalkbreite* und das *Kraftwerk1* in Zürich oder die *FrauenWerkStadt 1* in Wien-Florisdorf sind Beispiele für heute schon erlebbare Orte, an denen die care-zentrierte Zukunft erprobt wird. Hier befinden sich die Waschküchen nicht mehr im Keller, sondern auf dem gemeinsam genutzten Dach, Wohnkomplexe bieten Gemeinschafts- und Rückzugsräume. Was gemeinsam genutzt werden kann, findet Raum ausserhalb der eigenen vier Wände, alles Notwendige ist nah, Radfahren ist gefahrlos geworden, denn der motorisierte Verkehr, sofern es ihn noch gibt, hat sich auf wenige Achsen zurückgezogen.

Indem Zibell die Geschichten dieser Orte erzählt, indem sie über verschiedene mögliche Organisationsformen, auch über institutionelle Klippen, Kämpfe um Finanzierungen und die Rolle unterstützender Staatlichkeit berichtet, schafft sie Verbindungen zwischen den zahlreichen an Planungsprozessen beteiligten Institutionen und Gruppierungen und zwischen dem Heute und der Utopie, die Lust machen, sich mitten in dieser krisenhaften Gegenwart auf das Abenteuer eines care-zentrierten Lebensraums einzulassen.

Die vorliegende Rezension wurde mit dem Titel «Blick zurück nach vorn: Wohlergehen im postpatriarchal gestalteten Raum» auf Ina Praetorius' DurchEinAnderBlog am 6. März 2022 erstveröffentlicht.